

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 15 Altena, den 12. April 1927



Jedenfalls kommt ihr ein Abenteuer billiger zu stehen. Die meisten Beamten verhaften nicht gern eine Dame, und selbst die Angehörigsten die sich sonst nicht mit weniger als hundert Talar abgeben lassen, begnügen sich bei einer Dame mit einer einzelnen Fackel und — einem dankerfüllten Blick. Solche Galanterie ist noch nicht ausgefallen im profanen Amerika!

Nach einer Zeit wurde natürlich dieser Trick von den Häusern aufgedeckt. Da nahm man wieder einen männlichen Aufseher. Weil es aber nicht gut ist, daß der Mann allein bleibt, gab man ihm eine Gefährtin mit — eine Dame fuhr churcheibend im herrschaftlichen Wagen, der die Dame barg. Wurde der Wagen gehalten, so suchte der Fahrer sein Seil in der Flucht, und die Dame diente als Schild und gewählte Bedienung vor Revolverkugeln etwaiger Verfolger.

Ein mit Licht beleuchtetes Auto begibt sich selten allein auf die Straße. Gewöhnlich fahren zwei und mehr Wagen zusammen. Der erste führt die Schutzwache, während der zweite als Bedienung dient und etwaigen Verfolgern den Weg versperrt. Oder ein dritter wertvoller Wagen fährt voraus. Ist irgend etwas nicht in Ordnung, so daß er angehalten und abgeführt wird, dann laßt im geeigneten Augenblick der Schutzwache durch die Gefährtin und bringt eine Leute in Sicherheit. Besonders zur Bedienung des dachenden Wagens ist eine Dame äußerst wertvoll. Ihr Wagen verliert den Weg und verfährt vollkommen. Dabei steht sie dann eine so harmlose Dame auf, schaukelnd so große Unkenntnis und Unschuld, daß es den Behörden unmöglich ist, ihren Zusammenhang mit der fliehenden Bande nachzuweisen.

Der eindringliche Versuch der Schutzwache, eine Dame findet immer mehr Anhängerinnen. Es gilt als ein Vergnügen, als elegante Dame im herrschaftlichen Kraftwagen zu fahren, mit einem Fahrer in Blau, einer Freundin, einem aufgesetzten Kind oder einem vornehmen Hund zur Seite; im Innern des Wagens sind jene kleinen Verstecke, deren Inhalt auf diese romantische Weise den Weg zu dürftigen Seelen findet. Das Geschäft ernährt seinen Mann — seine Dame reichlich.

Auch als Gastwirtin spielt die Frau unter dem Vorwand, eine Rolle. In einem Lokal oder Restaurant ist sie als „Wirtschafterin“ tätig und fängt Kunden für ihre Kaffeekeise, die sie in einer elegant möblierten Wohnung eingerichtet hat, da ein Privathaus weit mehr Schutz vor polizeilichen Nachforschungen bietet als ein öffentliches Lokal. Für ein Geldgehalt kredenzt sie dort die leckersten Köstlichkeiten aus. Die meisten haben im übrigen mit Eßwaren und Verbrechen nichts zu tun und stehen nicht in Verbindung mit der „Unterwelt“. Dagegen macht sich ein anderer Nachteil bemerkbar: Korruption, Heuchelei und Gefährdung werden als Folgen des Alkoholverkehrs und Schmuggels derartig allgemein, daß man andere Länder vor solchen Experimenten gar nicht genug warnen kann.

„Warte, warte nur ein Weilchen!“

Von B. Böhmer

Es war einmal ein junges Ehepaar. Hangend und bangend in schwebender Zeit, begab es sich zum Wohnungsamt — hat um zwei Zimmer. „Wartet hier nicht mehr vergebens“, sprach der Wohnungsgewaltige, rückte sich die Brille zurecht und gab mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung zu erkennen, daß die Tür von draußen zu schließen sei. „Aber... wir haben... wir wollen... wir müssen eine Wohnung haben!“

„Gebuld, Gebuld, wenn's Herz auch bricht“, mit dem Wohnungssamt, da habre nicht!“

Nun wohnt das Ehepaar, es ist bereits steinalt geworden, noch heute als Altmietner in einem kleinen Bodenkammerchen eines alten grauen Hauses draußen in der Vorstadt, wo sich die „Gute Nacht!“ sagen, die „Dachhaken“ im Mondenschein promenieren und miauend die kleinen Ecken der Wände küssen. Ich habe von meinen kleinen Enkeln erzählt, die ich, nebenbei gesagt, noch garnicht habe, wenn das Wohnungsamt nicht sein Versprechen eingelöst hätte.

Die diese Kritik, — warf ihrer Gnädigen einen müden Blick zu und antwortete: „I hab' mir davon g'merit! Ihr hab't als les auf's freisen!“

Rasche Antwort.

Ein schüchterner Liebhaber fragte seine Angebetete, die er allerdings erst vor einigen Tagen kennen gelernt hatte: „Was würden Sie sagen, mein Fräulein, wenn jemand, den Sie erst seit drei Tagen kennen, Ihnen einen Heiratsantrag machte?“ — Die junge Dame erwiderte ohne Zögern: „Ich würde ihm sagen: verschicken Sie niemals auf morgen, was Sie bereits vorgestern hätten tun können!“

Ratschläge und Winke

Zeitflecke aus Wollstoffen.

Werden leicht durch Benzin entfernt. Das gewöhnliche Verfahren, Benzin auf den Fleck zu gießen und dann die Stelle zu reiben, genügt aber nicht immer, das Fett zu entfernen. Es löst sich wohl auf, bleibt aber als häßlicher Schmutz, der keinem noch so kräftigen Reiben weichen will, im Stoff zurück. Man lege stattdessen ein mehrfach zusammengefaltetes weißes Tuch unter die zu reinigende Stelle und lege daselbe um, sobald es allzuviel Schmutz aufgesaugt hat. Zum Reiben benutzt man am besten einen Flecken des Stoffes, den man reinigen will. Für dunkle Sachen darf man niemals ein helles oder gar weißes Tuch benutzen, da ein solches stets helle Flecke hinterlassen würde. Man kann auch mehrfach zusammengelegtes grobes Filterpapier unter und über den mit Benzin befeuchteten Fleck legen und dann von oben mit einem harten Plättchen recht fest auf das Papier drücken. Das Papier saugt das Fett ein und der gefürchtete Schmutz wird sich bei diesem Verfahren niemals zeigen. Bei schwarzen Stoffen genügt oft schon ein leichtes Reiben mit Glimmerstaub. Bei roten Farben: bestreut man die Flecke mit gepulvertem weißen Ton, legt ein weißes Tuch darauf und fährt mit einem heißen Eisen darüber hin. Das Fett wird durch die Hitze erweicht, verbindet sich mit dem Ton und verschwindet. Der Ton wird abgepudert. Jeweils genügt schon ein Reiben mit Mehl, Wiener Weiß, Magnesiapulver usw.

Gegen den Schlucken.

gibt es eine ganze Menge Mittel. Man trinkt langsam zehn bis fünfzehn Schluck Wasser ohne aufzuheben und verstopft währenddessen die Ohren recht fest, oder man nimmt eine fingerdicke voll Kochsalz, legt es mitten auf die Zunge und läßt es zergehen. Warme Umschläge auf die Magengegend sollen auch von großem Nutzen sein. Auch verdünnte Salzsäure gilt als bewährtes Mittel gegen krampfhaftes und zeitweises auftretendes Schlucken. Man schüttet zwei bis drei Tropfen Säure in ein Wein- oder Wasser und nimmt davon halbkücheln einen Teelöffel.

Wie pflege ich mein Nischelgeschirr.

Nischelgeschirr ist heute ein kostbarer Besitz. Man kommt es oft vor, daß Nischelgeschirr seinen schönen Glanz verliert, daß es stumpf und blind wird. Es genügt das tägliche Abwaschen mit heißem Wasser, ohne jeden Zusatz von Soda und darauf gründliches Abreiben mit einem weichen, trockenen Tuch. Nur in Ausnahmefällen benutze man zur Reinigung Soda oder den beliebtesten Jinsand. Beides greift aber bei häufiger Anwendung das Nischel an. Sind Nischelgegenstände unansehnlich geworden, so bereite man eine Flüssigkeit von einem Teil Schwefelsäure und 30 Teilen reinem Spiritus. In diese Flüssigkeit legt man die Stücke 15 Minuten lang. Darauf werden sie gründlich in heißem Wasser gespült und nochmals in reinem Spiritus gelegt. Mit einem weichen Lappen werden die Stücke dann trocken gerieben und zum Nach-trocknen in Sägespäne gelegt. — Dieses Verfahren kann man besonders bei Schliffstücken anwenden. Sind Nischelgeschirr gelb geworden, so bereite man eine Mischung von zwei Teilen Schwefelsäure und 100 Teilen Weingeist. Man lege die Schwefelsäure dem Weingeist langsam und recht vorsichtig zu. In diese Flüssigkeit legt man die betreffenden Gegenstände, läßt sie darauf in reinem Wasser gründlich nachwaschen und trocknet sie mit weichen Tüchern ab. Rostflecke bestreicht man mit Fett, läßt es länger einwirken und reibt darauf mit einem weichen Tuch und Ammoniak nach. Bei lange eingetrockneten Roststellen gebraucht man verdünnte Schwefelsäure, bestreift damit die Roststellen und reibt sie darauf gründlich ab.

„Warte, warte nur ein Weilchen.“ Bald kommt auch das Glück zu dir!“ sprach der Herr Stadtsekretär zu mir, als ich mich seinerzeit in die große Diste eintragen ließ. Ein Weilchen! Was ist ein Weilchen? Auf meiner Schlummerrolle steht in schönen großen verschnörkelten Buchstaben: „Nur ein Weilchen!“ Meine Frau versteht unter diesem „Weilchen“ ein kleines Mittagsschlüpfchen, ein Stündchen. Zum Glück ist meine Schlummerrolle nicht mit dem Wohnungsamt identisch, denn sonst hätte ich schon fünf Jahre schlafen müssen. Das sind nach Adam Riese: 1825 Tage oder 43 800 Stunden. Nach dieser Rechnung hätte ich allerdings morgen ausgeschlafen; denn das Glück ist zu mir gekommen, ich habe vom Wohnungsamt eine Wohnung bekommen und nun? Morgen muß ich fort von hier! Mein liebes alles möbliertes Zimmerchen!

Vergnügt sitze ich auf meinen Körben und kaffee und pfeife den „Dessauer Marsch“. Heute essen wir unsere Mehlsuppe aus der goldenen Hand, denn Messer, Teller, Gabeln, Löffel, alles liegt so hübsch und bunt, wie ich es gerade ausgegüßt habe in dem großen Koffer. Aber mein doch — wir gehen ins Hotel speisen. — Meine Frau ist ganz untröstlich. Es fehlt ihr dies, es fehlt ihr das; die Geise, die Hausfrau der Kamm, der Morgenrock... ich vermiss' nur mein Tabakspfeifen. Wo werden wir in dieser Nacht schlafen? Die Betten sind eingepackt. — Im Hotel? — Doch nicht verzagt. Kopf hoch, morgen wird sich alles, alles wenden. Dann kommen Männer mit derben Fäusten, legen meine schweren Koffer auf ihre breiten Schultern und tragen sie in die „neue Wohnung“. Drei Tage lang wird ausgepackt, dies und jenes gesucht, langjährig Vermisstes wiedergefunden — vielleicht finde ich bei dieser Gelegenheit auch meine verlorene Jungferzeit wieder — drei Tage polnische Wirtschaft. Und dann...?

Dann nagele ich den Spruch in schöner Brandmalerei über meine Stubentür:

„Mein Heim ist meine Welt,
Dortin es mir gefällt!“

Aus dem Engen und Weiten

Beweis.

Nach einer Familienfeier kommt die Hausfrau in die Küche, um ihrem „Kocher“ — einem alten Faktotum und derben Münchener Gewächs, — zu sagen, daß sie heute keinen besonders glücklichen Tag gehabt habe gegen sich und sich auf ihre Kochkunst wenig einbilden könne.

Die kochberühmte, die alles vertragen konnte, nur keine Launen — und dafür hielt

Berufsleben und Mutterschaft

Zu diesem ersten Thema schreibt das neue Lohm (33. Jahrgang, Nr. 28) in einem ausführlichen Aufsatz u. a.: „Es gibt heute Tausende von Frauen, die mit ihren Kindern ohne Unterstützung durch den Mann dahinsinken, vielfach auch ohne Rückhalt im Elternhaus. Nur in wenigen Fällen wird die Frau einen eigenen Haushalt führen, bezw. mit ihrem Kinde bei gebildeten, gleichgesinnten Menschen leben können, die zur Kindererziehung fähig sind. Es gibt aber Mütter, die die Vereinigung von Mutterchaft und Erwerbstätigkeit. Die meisten gewöhnten, die Übernahme eines Geschäftes, ferner in vielen Fällen an der finanziellen Frage oder mangelnder Fachkenntnis. Ausdrücklich erscheinen andere Wege. In erster Linie ist zu denken an die ständig wachsende Zahl von Kinderheimen. Für sie werden Kräfte mit Fähigkeiten und Kenntnissen verlangt, denen in irgendeiner Weise fast jede Mutter entsprechen dürfte. Die Schaffung der Heime erfolgt meist aus Mitteln für soziale Zwecke. Liegt sich der soziale Gedanke nicht auch auf die Personalbeschaffung ausdehnen? Es sollten nach Möglichkeit Mütter berücksichtigt werden, deren Kinder im Heim aufgenommen werden, und zwar unter Bedingungen, die der Frau auch einen ausreichenden Lebensunterhalt ermöglichen. Es darf also nicht etwa einfach das Gehalt mit der Verpflegung für das Kind verrechnet werden. Die infolge des engeren Zusammenlebens mit dem Kinde gesteigerte Arbeitskraft und Arbeitsfreude der Mutter

Erziehung und Suggestion

Von W. Berger

Mancher wird glauben, daß Suggestion und Erziehung nichts miteinander zu tun haben. Und doch sind es zwei Begriffe, die zusammengehören. Wir alle, die wir Kinder besitzen, pflegen die Suggestion, ohne daß wir es manchmal wissen. „Na, Kleiner, greif zu!“ Gutes Zureden hilft! Wie oft hören wir diesen Ausdruck aus dem Munde der lieben Tante oder des guten Onkels, wenn das Kind schüchtern ist oder sich ziert, bevor es das dargebotene Geschenk annimmt. Gutes Zureden hilft! Ist das keine Suggestion? Wir suggerieren dem Kinde den Gedanken ein, daß es ihm gut und zweckdienlich sei, wenn es sich unserem Willen unterordnet, wenn es sich unserem Denken anpaßt.

Eine solche Suggestion kann nun gute oder schlechte Erfolge in der Erziehung zeitigen. Kinder unter sich beeinflussen sich nicht selten zum Schaden eines dritten zum eigenen Vorteil und Nutzen. Wenn eine solche Beeinflussung im Scherz von Erwachsenen angewandt wird, so können unabschätzbare Folgen in der Erziehung eintreten.

Die Jugend ist für suggestive Einflüsse sehr empfänglich. Ihr Leben ist meist ein Empfinden, die Fantasie ihr Lebensnerv; je mehr aber die Einbildungskraft überwiegt, umso leichter wird das selbständige Denken unterdrückt. Das kritische Vermögen der Erwachsenen fehlt dem Kinde noch, sein Verstand weiß noch nicht genügend zu sondieren, zu beurteilen. Ebenso fehlt dem Kinde das reiche Wissen der Erwachsenen. Auch die Erfahrung geht ihm ab. Schließlich muß auch darauf hingewiesen werden, daß dem Kinde noch ein starkes Autoritätsgefühl innewohnt. Es ist sich in demselben Grade seiner Schwäche bewußt wie der Leberleghenheit des Erziehers, es glaubt an ihn, fühlt sich von ihm abhängig und gibt sich daher willenlos seinen Anordnungen hin.

Besonders suggestibel zeigt sich das Kind auch der Waise gegenüber. Fällt es dem Erwachsenen (von schwerer, der Menge gegenüber Selbstständigkeit zu bewahren, so erst recht dem Schwachen Kind. Was eine ganze Schar Kinder glaubt, daran was das einzelne selten zu zweifeln. Was aber gar zur öffentlichen Meinung der kindlichen Umgebung geworden ist, das ist dem jungen Menschen unumstößliches Dogma. Obwohl sich der Erzieher zu seinen Zwecken oft selbst der Suggestion bedienen wird, muß er deshalb darauf bedacht sein, den Zögling gegen suggestiven Einflüsse stark zu machen. Das geschieht am besten durch Kräftigung des Gewissens, durch Aufklärung und Belehrung. Das Kind muß gewöhnt werden, seinen Verstand zu gebrauchen, seine Selbstständigkeit zu wahren. Und gerade weil für die Lebensführung die Suggestion durch die Umwelt so bedeutsam ist, gilt es den Willen zu stärken und den jungen Menschen anzubahnen, sich in Zukunft zu nehmen. Auf die gesamte Eigenkraft kommt es im späteren Leben an, weil es ja doch so oft vorkommt, daß der Mensch völlig ohne fremde Hilfe auskommen muß.

Es läßt sich nicht nur beobachten, daß der Mensch auch noch im Alter mehr oder weniger suggestiven Einflüssen unterliegt, sondern man kann auch behaupten, daß die vielen Suggestionen aus der Jugend noch im Alter fortwirken und sich dann fest in unseren seelischen Besitz eingliedern, so daß wir sie kaum noch einmal auswerfen können. So rütteln wir an manchem Vorurteil gar nicht, weil die falsche Meinung in unseren jungen Tagen zur festen Überzeugung wurde, die unbesritten die Herrschaft bis ins Alter ausübt. So ist uns ein großer Teil unserer richtigen und falschen Vorstellungen, unserer Kenntnisse und Vorurteile schon in der Kindheit rein suggestiv beigebracht worden und aus Gewohnheit fragen wir selbst als Erwach-

Manchmal

Manchmal, wenn warm mich umlobet der Abendsonnenschein, meines Jungen Jauchzen aufflattert, denk ich: Einst wird alles nicht sein!

III' des geliebten Lebens drausender Ueberflutung umd aus Stein, Blume und Vogel der leise, seine Gesang.

Manchmal schauert ein Windhauch durch schwarze Pappeln her, und ich stehe erschrocken und höre mich nicht mehr.

Über dann flieht auf einmal wieder ein Sonnenlicht, blanke, fröhliche Augen strahlen mir ins Gesicht.

Und es winken die Weiten viellustig bewegt. Lebend spür' ich, wie atme ich Gott mir entgegenstelt.

Ludwig Bäte.

Manchmal, wenn warm mich umlobet der Abendsonnenschein, meines Jungen Jauchzen aufflattert, denk ich: Einst wird alles nicht sein!

III' des geliebten Lebens drausender Ueberflutung umd aus Stein, Blume und Vogel der leise, seine Gesang.

Manchmal schauert ein Windhauch durch schwarze Pappeln her, und ich stehe erschrocken und höre mich nicht mehr.

Über dann flieht auf einmal wieder ein Sonnenlicht, blanke, fröhliche Augen strahlen mir ins Gesicht.

Und es winken die Weiten viellustig bewegt. Lebend spür' ich, wie atme ich Gott mir entgegenstelt.

Ludwig Bäte.

Manchmal, wenn warm mich umlobet der Abendsonnenschein, meines Jungen Jauchzen aufflattert, denk ich: Einst wird alles nicht sein!

III' des geliebten Lebens drausender Ueberflutung umd aus Stein, Blume und Vogel der leise, seine Gesang.

Manchmal schauert ein Windhauch durch schwarze Pappeln her, und ich stehe erschrocken und höre mich nicht mehr.

Über dann flieht auf einmal wieder ein Sonnenlicht, blanke, fröhliche Augen strahlen mir ins Gesicht.

Und es winken die Weiten viellustig bewegt. Lebend spür' ich, wie atme ich Gott mir entgegenstelt.

Ludwig Bäte.

Ton, mit unauffälliger Garnierung aus Goldfäden, wird es eine sehr hübsche Nachmittags-toilette ergeben. Mit breiter Seidentresse garniert ist ein Besuchskleid aus dunkelvioletttem Woltrips, das mit seinem kasakähnlichen Ueberkleid auch nicht ganz schlanken Damen zu empfehlen ist. Vornehm und hübsch in der Linienführung wirkt ein Kleid aus doppelseitiger schwarzer Seide mit reicher Bienenstaubtation. Es ist so verarbeitet, daß für die Vornel und das Vorderende des Rockes die glänzende Seite des Stoffes verarbeitet wurde, während die anderen Teile die stumpfe Seite zeigen. Allerliebste wirken zwei jugendliche Kleider, das eine aus feinharigtem Wolstoff, geschmückt mit Schrägblenden, Perlmutterknöpfen und flatternder Seidenstaubtation, das andere aus Crepe marocain in Sandfarbe, ganz plissiert, in tiefer Taillenfalte, mit moosgrünem Samtbündel und grünbezogenen Knöpfen.

Wer auf die Mode schilt, zeigt, daß er noch nicht verstanden hat, aus ihrem weiten Bereich zu wählen, was seiner Persönlichkeit entgegenkommt und sich ihr anpaßt. Keine unbewogenen Anbetrachter der modischen Befehle sollen wir sein, — vielmehr kluge Frauen, die sich selbst — und auch ihre Dörfer kennen!

Pflege der Augen der Kinder

Brillen auf Kinderaugen sind nichts seltenes mehr. Die Erkrankungen nehmen überhand und entstehen, wenn sie nicht erblich sind, meistens durch zu wenig Rücksichtnahme auf die Gesundheit. Eine verständige Mutter wird schon den Säugling vor zu grellem Licht und vor Zugluft zu hüten suchen — namentlich nach dem Schlaf mit Schweißbandbedeckung — und darauf achten, daß keines ihrer Kinder unmittelbar nach dem Waschen des Gesichts in den kalten Wind gehe. Jede Beschäftigung des Kindes muß überwachet werden, damit es sich nicht zu dicht auf den zu beschauenden Gegenstand beuge. Das gelbe Sonnenlicht ist ebenso schädlich, als das beständige Schauen in Feuer oder Lampenlicht. Bei offener Gaslampe sollen Kinder nie lesen oder arbeiten. Viele lesen in der Dämmerstunde, oder am Ofen, oder betreiben eine Beschäftigung so anhaltend, daß der Augennerv unstrittig leidet. Ist das Auge entzündet, wird es manchmal nicht beachtet; und das Kind läuft im Wind und Sonnenschein unüberdacht herum. Dadurch wird ein Katarakt der Bindehaut verursacht und bringt Seeschwächen mit sich. Entzündungen des Auges, die durch Ueberreizung des Sehnervs entstehen, sind viel gefährlicher als solche bei Atrophieanlage, die mit der Krankheit vom selbst verschwinden. Die Vorhänge in der Kinderstube dürfen nicht weiß oder rot sein, sondern am besten grün. Vor allem muß darauf geachtet werden, daß das Kind bei seinem Spiel oder seiner Arbeit das Licht stets von der linken Seite erhält. Kinder mit schwachen Augen lasse man keine Beschäftigung anhalten, die sie zu sehr anstrengt; sie sollen sich viel in der Luft bewegen.

Allerlei Gründonnerstags-Speisen

Von Vertha Witt.

Die Menschen haben es sich nie nehmen lassen, ihre alten geistlichen Feste mit bestimmten Schmausereien und besonderen privilegierten Speisen zu verknüpfen, und darum wie in heidnischen, so in christlichen, ja selbst in religionsfeindlichen „Aufklärungs“-Zeiten festzuhalten. Beim Gründonnerstag allein scheint, wie er seine Bedeutung als Festtag für uns eingebüßt hat, dieser Brauch verloren gegangen zu sein. In diesem Tage grüne Speisen von allerhand Früchthäutern zu essen, was noch in

Die Bachstelze

Skizze von Grete Massé

Lene klopfte an die Tür des Zimmers. Siebert, der am Tische gesessen und geschrie-
ben, stand auf, ihr zu öffnen. Er wußte, Lene
sah trotz der großen Brille, die sie jetzt trug,
immer noch schlecht, und wenn er ihr jetzt nicht
behilflich war, gab's leicht ein Unglück, da sie
das Tablett mit dem Kaffee in den Händen
hielt.

Er öffnete. Lene sah zu ihm empor. Durch
die runden Gläser der Brille blickte er in das
Blau ihrer Augen, das von solcher Stärke und
Reinheit war, wie man es sonst eigentlich nur
bei Kindern findet. So viel Vertrauen lag in
ihrem Blick. Jetzt erschien noch, vor Freude
dabei, ihm nahe zu sein, ein sonniger Glanz,
der selbst die Brillengläser aufleuchten ließ.

Nun, kleine Bachstelze, kommst du, den mü-
den Mann in der Wüste mit einem Trank zu
erquickchen?

Lene nickte. Und erstete dann. Auch
wieder vor Freude. Sie mochte es gern, wenn
er „Bachstelze“ zu ihr sagte. Diesen hübschen
Vergleich verdankte sie ihren schlanken, langen
Beinen. Um ihrem Willen trug das Mädchen die
Röschchen so kurz wie möglich. Nur ein wenig
bis übers Knie.

Ja, Lene hatte das zierlichste und hübschste
Beinpaar, das man sich denken konnte. Es war
ein hübscher Anblick, wenn sie still stand. Aber
wenn sie ging, dann schlug man traurig die
Augen nieder, denn sie hinkte und zog den Fuß
ein wenig nach, während sich die kranke, un-
normale Hüfte in den Gelenken zu drehen und
zu bewegen schien.

Lene begann, die Blätter, auf denen Siebert
geschrieben, zusammenzulegen und in das
Schreibstischchen zu stecken. Dann breitete sie
eine weiße Decke über den Tisch und stellte die
Kaffeekanne zurecht, die große Tasse, den Ru-
schen, die Brotkrumen.

Siebert stand unterdessen am Fenster, hatte
die Hände in die Hosentaschen gesteckt, sah in
den Garten hinab und piffte.

„Ja, mußt du denn nicht lernen, Lene?“
fragte er. „Wo ist denn Mutter, daß du das
Näschchen aus den Büchern hebst und ihr Vant
versiehst?“

„Zum Bahnhof, Herr Siebert. Meine Mutter
Minnie kommt die Ferien über zu uns. Mut-
ter hat dem Onkel versprochen, Minnie direkt
am Zug in Empfang zu nehmen.“

„Na, das ist nett. Besuch ist immer nett.
Schon ein dem Trank! Prost, das Kuscheln
soll leben!“

Er hob die volle Tasse gegen sie, trank und
lachte sie an.

Und die blauen Augen hinter den Brillen-
gläsern sahen sieglernd in sein Gesicht,
das jung war und braun, mager, schmal, rasiert
und leuchtend von Jugend und Leben.

Es war im Hause immer laut, seit Minnie da
war.

Lene, die auch in den Ferien für das Examen
lernte, weil sie durch Kränklichkeit viel ver-
säumt, was nachgeholt werden mußte, wurde

dadurch sehr gestört. Sie stopfte die Finger in
die Ohren und versuchte, die Sätze auswendig
zu lernen. Sie sprach sie vor sich hin und
wurde heiß und rot dabei. Dazwischen aber
geschah es, daß sie den Kopf wandte und durchs
Fenster in den Garten hinabsah. Da hüpfte
und tänzelte Minnie um Siebert herum. Ihr
blonder Haarnoten hing schon so lose, daß
es nicht lange mehr dauern konnte, bis die
Nadeln herausschlugen und der Kopf herab-
fiel. Manchmal verschwand Minnies blaues
Kleid hinter den Büschen. Dann tauchte es
wieder auf, flatternd und verwirrend.

Was sie nur immer im Garten zu tun hat-
ten, die beiden?

Minnie, als Landkind, war gewohnt, im
Freien zu sein. Aber Siebert hatte sich in den
Jahren, in denen er hier der Wirtscherr war,
nie etwas aus dem Garten gemacht. Immer
hatte er in seinem Zimmer gesessen. Seit jedoch
Minnie da war, entwickelte er auf einmal Sinn
für Obstkultur und Blumenzucht, und alle
Dinge, mit denen sich Minnie, das Landkind,
gern beschäftigte.

Lene nahm die Finger aus den Ohren. Auch
nicht, daß sie in das Geseh vor ihr Namen schrieb.
Zunächst den Namen Siebert. Oder: Erwin Sie-
bert. Bis die Seite zu Ende war und der Viel-
stift vom Fest auf die Tischplatte glitt.

Es war Sonntagabend. Sie saßen im Gar-
ten. Selbst die Mutter hatte ihre Arbeit liegen
lassen: die seidenen Früder, auf die sie Blumen
malte. Denn ihre kleine Witwenpension und
die Miete, die Siebert zahlte, reichten nicht aus,
um Lene über die Jahre der Vorbereitung zum
Lehrerinnenexamen hinweg zu helfen.

Sie saßen also zu vierten um den Gartentisch,
auf dem die vorgewürfelte Decke lag. Mutter,
Lene, Siebert und Lene. Lene hatte ein
neues Kleid an, das sie sich von ihrem Geburts-
tagsgeld gekauft, ganz allein, ohne wie sonst
Mutter mitzunehmen und ihren Rat einzuholen.

Es war aus einem leichten Stoff mit einem
blauen Streifen und noch kürzer als
die anderen Kleider.

Siebert erzählte. Aber Lene sah es, daß er,
während er sein Elternhaus schilderte und das
Leben, das er und seine sechs Brüder darin ge-
führt, immer den Blick auf Minnies gesenktem,
blondem Haupt ruhen ließ. Minnie stichelte an
einem Tuch oder einem Streifen, von dem nie-
mand, vielleicht sie selbst nicht einmal hätte er-
klären können, was es vorstellen sollte.

Es dunkelte bereits, doch beschloß man, noch
ein Weilchen im Garten zu bleiben, weil es so

mild hier war, so sonntäglich und friedlich.
Siebert wollte etwas vorsehen. Ein paar Ge-
hen aus dem Drama, an dem er schrieb. Lene
ging, die Lampe zu holen. Man hörte auf dem
Hies ihre ungleichmäßigen, hinkenden Schritte
knirschen. Sie kam an dem Kesseltisch vor-
über. Da beschleunigte sie ihren Schritt so, als
märe sie auf der Flucht. Hier — hier hatte vor
einigen Abenden — sie hatte es deutlich von ih-
rem Fenster aus gesehen — Siebert die blonde
Minnie geküßt.

Als Lene zurückkam, trug sie in den Händen
eine kleine brennende Lampe. Um gemein-
samen Tisch hatte sich inzwischen die Szene ver-
ändert. Minnie war aufgestanden. Sie schen
Siebert und der Mutter einen Tanz vorzufüh-
ren. Wenigstens drehte sie sich, bald langsamer,
bald schneller um sich selbst, daß ihr Rocksaum
um sie herumflog.

Siebert sah ihr zu und lachte.

„Hübsch tanzten Sie! Wunderhübsch, kleine
Bachstelze!“

In Lenes Händen zitterte die Lampe. Ihr
sonstiges Herz füllte sich plötzlich mit einem gro-
ßen Jörn.

Alles hatte sie ertragen. Das Geplänkel der
beiden, ihr Lachen, ihr Schweben, ihr Beiein-
anderweilen. Auch den Kuß am Kesseltisch.
Aber nun, da Siebert die Rufe mit dem Na-
men nannte, mit dem er sie genannt, da er
sagte: „Bachstelze! Kleine Bachstelze!“, ver-
wirrte sich ihr das Gemüt. Sie hob die Lampe
und wußte nicht, sollte sie die brennende Lampe
auf Siebert werfen oder auf Minnie. Aber be-
vor sie sich noch entscheiden konnte, glitt sie ihr
aus den zitternden Händen und fiel ihr eige-
nes, neues Kleid in Brand.

An Lenes Krankenlager saß die Mutter.

Das Mädchen phantasierte. Und aus den
zerquälten, abgerissenen Worten erkannte die
Frau, wie sehr das junge Gemüt geliebt und
wie tief es gelitten, das durch sein Gebrechen
ausgehoben war aus dem frühlichen Kreis der
anderen, die lieben. Nur langsam gefundene
Lene. Als sie, ein wenig matt und schwächlich,
endlich wieder durch die Wohnung humpelte, da
war das Miezimmer leer.

Die Mutter sagte, sie hätte Herrn Siebert ge-
kündigt. Lene fragte nicht weiter und forschte
nicht. Sie nickte nur. Das hieß: „Adieu, es
ist gut so, Mutter. Du hast mich verstanden.
Um neuen Schmerz zu tragen, wäre ich noch
zu münd gewesen.“

Sie ging am Spiegel vorbei. Da sah sie, daß
sie älter geworden war, größer, ernster, bleicher,
etwas vergrämt, sogar schon etwas verblüht.
Und sie nickte wieder. Nichts ihrem Spiegel-
bilde zu, als wollte sie sagen: „Auch das ist gut.“
Nun bin ich wissend geworden. Nun kommt
der Ernst des Lebens und der Mllog.

Dann nahm sie von Muttters Nähtischchen
ihre Brille, rieb die Gläser blank, klemmte die
schmalen Goldbänder über die Ohren und griff
zu ihren Büchern.

„Der ist es, dem ich den Vissen eintauche und
gebe. Und er tauchte den Vissen ein und gab
ihm Judo.“

Hier jedenfalls kann man nach Moses Ver-
ordnung auf eine grüne Speise schließen und so
den Ursprung einer Sitte erklären, die sich her-
nach so lange erhalten hat. Aber auch in der
germanischen Mythologie findet sich ein viel-
leicht noch wesentlicher Anhaltspunkt, denn
auch hier hatte man um die Zeit des Frühlings-
beginns einen geselligen Tag, an dem man
dem Adergott Donar, dem Schützer des Land-
baues zu Ehren grüne Speisen verzehrte. Auch
wenn sich hier nicht, wie sonst so oft, die gehei-
ligten Gebräuche der Völker im Osterlamm der
Juden und den grünen Opferkräutern Donars
berühren mögen, dürfte doch mit der Nach-
kommung des Christentums ein Zusammen-
hang leicht herzustellen gewesen sein, indem
man die bitteren Salze, ob sie nun nur ein
Weizenkeimling oder mehr waren, mit den
grünen Kräutern verband. Jedenfalls war es
nicht unpassend und unbegründet, diese grüne
Speise in christlichen Zeiten beizubehalten. Um
so mehr, als die Kirche die Erinnerung an des
Judas Verrat in besonderem Gründonner-
tagsabendwerk ebenfalls aufrecht erhielt. Auch
dieses Gedächtnis man heute nicht mehr, doch
war es früher sehr wichtig, dergleichen an die-
sem Tage zu essen. So gab es in Hamburg
früher die Judasbuden, in Wöhen die Judas-
bräuten, die am Gründonnerstag nicht fehlen
durften.

Wie gesagt, führt man die Bezeichnung
von dem Jesus sprach, heißt es (Joh. 13, 20):

„Der Donnerstag eben auf jene grünen Spei-
sen zurück, die dann überall gegessen wurden,
und wohl mit Recht, trotz der vielen anderen
Auslegungen, durch die man diese Bezeichnung
zu erklären sucht. So begründet man sie ein-
mal damit, daß Christus an jenem Tag in den
grünen Delen gegangen und da den ersten
Schritt zu seinem Tode getan, durch das er
die Menschen zum schönen grünen Paradies des
Himmels bringe. Auch auf den Palmsonntag „er-
weidet mich auf einer grünen Au“ greift man
zurück, oder auf die „Grünen“, d. h. die Wälder,
die nach der Fastenzeit wieder als Sündenlose
in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen
wurden. Weiter sollen früher an diesem Tage
von den Priestern grüne Messgewänder getra-
gen worden sein und sich hieraus die „grüne“
Bezeichnung auf den Tag übertragen haben.
Welche Deutung die richtige ist, und ob
man die grünen Speisen wegen des grün-
en Tages gemüßt hat, bleibe dahin gestellt,
wenn es auch umgekehrt möglich ist, daß
damit alte heilige Gebräuche übernommen
und festgehalten worden sind.“

Ostergebäck

Jede Hausfrau wird an Festtagen gern Ge-
richte auf den Tisch bringen, die vom Alterpro-
ben abweichend, nur wenigen bekannt sind und
den Reiz der Neuheit und der Ueberraschung
in sich bergen. In der Rubrik „Frau und
Heim“ der Zeitschrift „Die Räder“, Berlin 57,
lesen wir einige Ostergebäckrezepte, die er-
reichlich und italienischen Ursprungs, hiezu-
lande unbekannt sind, der Beachtung der deut-
schen Hausfrau aber bestens empfohlen werden
können:

Presnig. Von 300 g Weizenmehl, 1/2 Ras-
seelöl Salz, 40 g zergangener Butter, 1 gan-
zem Ei und etwas lauwarmem Wasser bereitet
man ein Brei einen glatten Teig, den man
etwa eine Stunde ruhen läßt. Dann rollt man
ihn auf einem dicht bemehlten Tuch sehr fein aus
und bestreicht ihn mit einer Fülle von 100 g
Butter, 100 g Vanillezucker, 2 ganzen Eiern,
zwei Eidottern u. ein wenig Rum. Darüber
streut man 100 g geriebene Mandeln, 100 g
geröstete und geriebene Haselnüsse, 100 g ge-
riebene Nüsse, 60 g feingehacktes Zitronat,
20 g ebenfalls Orangeade. Der Presnig wird
hierauf wie eine Kugel auf einem bemehlten
Tisch geformt, etwas flach gedrückt und auf
einem mit Butter bestrichenen Blech 1 1/2—2
Stunden lang gebacken. Solange bestreicht
man ihn mit Eiweiß, bädelt dann fertig und be-
streut ihn mit Zucker.

Ostertreigel. Zu 250 g feinem leicht
gegaltenen Weizenmehl rührt man 1 ganzes
mit 150 g Zucker schaumig geschlagenes Ei,
gibt 20 g Hefe, die man mit 1/2 Liter lauwarmen
Milch und 180 g Mehl aufgehen ließ, dazu und
läßt dann den Teig steigen. Hierauf knetet
man ihn auf dem Brett und teilt ihn in drei
Streifen, die nach unten schmaler werden, sticht
sie zu einem Zopf, in dessen oberes starkes
Ende ein rot gefärbtes Osterei eingeflochten
wird, bestreicht den Striegel mit Eiweiß und
bädelt ihn knusprig.

Zimtbrezel. 200 g Mehl, 100 g Butter,
45 g Zucker, 1 Eiweiß, gestohener Zimt, 2 Ei-
löffel saure Sahne und 2 Eigelb verrührt und
knetet man, formt kleine Brezel, bestreicht sie
mit Eiweiß und bädelt sie.

Rosinen-Polze. Von 400 g Weizen-
mehl, 70 g zersetzter Butter, 3 Eigelb und
1 ganzem Ei, 1/2 Liter Milch, etwas Zucker
und 20 g in etwas lauwarmen Milch an-
gerührter Hefe bereitet man einen Teig. Läßt
ihn steigen und rollt ihn dann etwa 1 cm dick
aus. Hierauf bestreicht man ihn mit nachstehen-
der Fülle: 150 g Butter, 4 Eigelb, 2 Eiweiß,
saure Sahne, Schnee von 3 Eiern. Nachdem
diese Masse aufgetragen ist, streut man darüber
400 g mit Rum oder Arrac befeuchteten Rosinen,
50 g geschälte und geschnittene Mandeln, 50 g
Zitronat, 75 g Zucker und feingehackte Zitro-
nenschale. Dann wird die Rosinenpolze eben-
so wie es oben beim Presnig angegeben wurde,
fertig gemacht.

Ausgezeichnet als feines östliches Gebäck
ist auch die Pinza. Aber sie verlangt auf
2 Pfund Mehl 20 Eigelb, und an einem solchen
Rezept würde die sparsame deutsche Hausfrau
wohl kaum Gefallen finden.

Ein Märlein vom Osterhasen

Von W. B. Lome-Bodum.

Lampe lag am Waldbesamde, mäßig einge-
buddelt zwischen den dicken Wurzeln eines
alten Tannenbaumes, und laugte in den hellen
Frühlingssorgen hinaus. Eine blanke Sonne
hing am wolkenfreien Himmel und überglänzte

die hunge Erde. Schlanke Rauchfäden stiegen
aus den roten Dächern der Bauernhäuser be-
dachsam in die Höhe und verschwebten spurlos
im weiten Weltensraum. Ein süßes Ahnen kei-
menden Lebens wisperte geheimnisvoll in Wald
und Flur.

Auch Lampe war vom Frühlingszauber ein-
genommen. Große Lichter standen in seinen
Augen, rasselos schlugen die langen Wimpern,
und ein leises Zittern lief durch seinen Leib.
Wie köstlich war auch das Gefühl, aller Winter-
qual entronnen zu sein. Verlockende Bilder
stiegen vor Lampes Blicken auf: bald würde
sein Tisch mit langentbehrten Leckerbissen ge-
deckt sein, bald würde er wieder in überhäu-
mender Lebenslust durch bunte Fluren und
rauschende Wälder dahinjagen. Wie war das
Dasein schön!

Mitten im schönsten Schmelzen huschte ein
Jug ehrlicher Behämmerns über Lampes Ge-
sicht, und ihm war's, als sei aller Glanz und
Dult aus der Welt verschunden. Daß er auch
so ganz vergessen hatte, noch eine schwierige Ar-
beit zu leisten, ehe er sich völlig unbeschwert
den Freuden kommender Tage hingeben konnte.
Denn Ostern stand vor der Tür, die Zeit, wo
Lampe vor lauter Geschäftigkeit nicht aus noch
ein mußte. Ja, wären die kleinen Menschen-
kinder, denen er als Osterhase seine Aufmerk-
samkeit machen mußte, noch so anspruchslos ge-
blieben wie in früheren Zeiten. Aber stets
nach Neuem verlangte die Welt, und von den
Großen war dieser Trieb auch auf die Kleinen
übertragen worden. Jahr für Jahr hatte
Lampe seine unten Eier ausgetragten, wie es
schon seine Väter getan; Jahr für Jahr hatte er
sich an dem lauten Jubel fröhlicher Kinderher-
zen mitgeteilt, und nun auf einmal diese
Neuerungsstucht, die noch mehr, nach Abwech-
slung dürstete. Fast schien es geraten, sein Ge-
schäft ganz aufzugeben und in den Ruhestand
zu treten. Doch so oft ihm der Gedanke ge-
kommen war, so oft hatte er ihn auch wieder
verworfen. Wußte er doch zu genau, was er
dem Ansehen seines Geschlechts schuldig war,
auch wollte er nicht die Verantwortung auf
sich nehmen, die Welt, die ohnehin alle Tage
mühter wurde, um eine schöne, reine
Freude ärmer zu machen. Aber was sollte er
tun? Vermittelt schloß Lampe schließlich ein.

Nun geht es aber den Tierlein so wie man-
mal den Menschen, daß ihnen im Traum als
himmlisches Geschenk die Lösung einer schweren
Aufgabe zufällt, die alle ihre Gedankenarbeit
zu entwirren vermochte. Jedenfalls ge-
schah es, als Lampe sich den Schlaf aus den
Augen gewischt hatte, daß er vor Vergnügen
über den braunen Waldboden wohl eine halbe
Stunde lang hinkuckelte. Ein Duschpecht schaute
ihm mitleidig zu, schien doch der arme Hase
ganz nährlich geworden zu sein. Aber Lampe
kümmerte das wenig; als er sich ausgetollt
hatte, verschwand er langsam in den Büschen,
langsam, ganz gegen seine sonstige Gewohn-
heit, weil sich die Vorrede, die ihn besetzte,
nur in gemächlichem Schritt richtig auszuholen
ließ.

Tief im Walde, durch den der große Fluß
zog, machte Lampe halt. Raum hatte er ein
seines Zirpen hören lassen, als aus dem Walde
ein komischer Geselle hervorkam, viel plumper
von Gestalt als Lampe und auch von dunklerer
Farbe: der Biber. Beide hatten gemeinsame Not
zu guten Freunden verbunden, litten doch beide
unter den Nachstellungen der Menschen. Nach
herlicher Begrüßung entwickelte Lampe seinen
Plan. Als er genug von seinen Sorgen ge-
sprochen hatte, fuhr er fort: „Du kannst mir
lieber Biber, in meiner Bedrängnis helfen, und
von deiner Freundschaft erwarte ich, daß du
mich nicht im Stich läßt. Ich will den kleinen
Menschen trotz all ihrer Begehrlichkeit und
diemelle sie doch mit Schnur auf mich harren,
sich eine neue Lust erwecken: sie sollen mich
selber, getreulich nachgebildet, so wie mich die
Natur geschaffen, in ihrem Nestlein mit dem
bunten Eiern finden. Du, lieber Freund, sollst
mir nun ein solch Figürlein von mir anfertigen,
das ich mit den Meinen zum Wussten nehmen
kann, wenn wir für all die vielen Kinder un-
sere Gaben zubereiten. Längst bist du als
Kunstler im ganzen Tierreich bekannt, und es
wird nur dein Ruf zu vermehren, wenn du
meinem Wunsch entsprichst. Aber daß du mich
ja kein triffst, denn ich möchte nicht mit jedem
einfachen Figürlein verwechselt werden.“ Noch
einen Augenblick hatte Lampe gesprochen, hatte sich
eher der gute Lampe aus dem Werk gemacht, und in
kurzem hielt er seinem Freunde ein wohlge-
stiftetes Bild in der Nase.

Wer will es Lampe verdanken, daß er sich nun
nicht mehr lange bei seinem Helfer aufhielt,
Dachstuhl angekommen, reumliche er seine ganze
Familie zusammen, auch nicht einer durfte feh-
len. Mit verständigen Worten lehrte Vater
Lampe den Seinen auseinander, welche Kunst-

griffe erforderlich seien, um ein richtiges Oster-
hasenbild zu schaffen, und bald begann ein
Kneten, Formen und Bauen, daß es nur so
eine Art hatte. Wohl wollten im Anfang die
Gebilde nicht recht geraten, aber es ging im-
mer besser, und richtig war zum feste die be-
nötigte Zahl wunder schöner Osterhasen fertig
gestellt. Lampes hatten alle ihre helle Freude
daran.

Seitdem finden brave Kinder am Oftertage
auf den Eiern in ihren Nestern einen richtigen
Osterhasen sitzen; aber die unartigen werden
vergebens danach ausschauen.

Das Ewig-Weibliche

von H. Sesse-Newyork.

Amerika ist das Land der Nüchternheit —
wenigstens auf dem Papier. Berausende Ge-
tränke sind verboten, und ihr Verkauf wird be-
straft. Als Kelter in durstigen Räten tritt der
Schleichhändler in Erscheinung und bittet einem
dringenden Bedürfnis ab — selbstverständlich
gegen entsprechende Bezahlung.

Dieser Schleichhandel in geistigen Getränken
hat sich längst zu einem internationalen Ge-
schäft ausgewachsen. Aus Kanada, England,
Frankreich und anderen Ländern senden mit-
leidige Leute alle nur denkbaren Mischkalku-
lationen, „mit des Geschickes Mächten“ ha-
pert's oft. So kommt es vor, daß der gute
Tropfen unterwegs seine Qualität einbüßt,
wenn der Flaschenboden mit einer feinen Netz-
angebohrt und der echte Inhalt zum Teil her-
aus- und Ersatz hineinpraktischiert wird, worauf
man die Deckung wieder aufschraubt. Doch
Amerika ist leichtgläubig, und ein schönes Ei-
kett und echte Siegel, vereint mit dastiger Ei-
ber, machen die Dolarflasche schnell mobil.

In einer bestimmten Meilengrenze beschlag-
nahmen die Regierungskutter jedes Schiff, das
geistige Getränke an Bord hat. Außerhalb
dieser Grenze aber herrscht die Freiheit der
Meere. Dort kreuzt die sogenannte Rumflotte,
das heißt: Schiffe aus aller Herren Länder, die
Alkohol geladen haben und auf flinke Schugga-
serboot warten, die bei Nacht und Nebel die
Ware an Land bringen. Damit gelangt die
Ware in die Hände einer regelrechten Ver-
kehrsorganisation.

Im Handel ist Amerika großzügig. So ha-
ben sich auch diese Schleichhändler längst zu
Syndikaten und Trusts vereinigt, deren Kapital
in die Millionen geht und die das Feld beherr-
schen. Sie haben die nötigen Verbindungen
den Behörden, der Polizei, den Bundesbeamten,
und erwirken für ihre Lastwagen gewisser-
maßen freies Geleit.

Es bedarf einer ganzen Organisation, um
diesen Verkehr von Störungen frei zu halten.
Schließlich gibt es hier und da doch noch pflicht-
treue Beamte und diese müssen vorher auf
einen Posten abkommandiert werden, wo sie
kein Unheil stiften können. So ein überflüs-
siger Polizist könnte das größte Unglück anrich-
ten und empfindlichen Schaden verursachen,
falls er die kostbaren Ladungen anhehlt.

Die Kundenbedienung und der Absatz der
Ware im Kleinverkauf sind weniger schwierig.
Das Geschäft wird zum Teil von dunklen
Existenzen besorgt. Die einzige Schwierigkeit
bietet die Transportfrage.

Natürlich ist die Phantasie der Schleichhänd-
ler nicht müde im Austausch immer neuer Ver-
fälschungen. Ebenso unermüdet sind jedoch auch die
Fahnder, die in allen möglichen Verkleidungen
auftreten und spionieren, zuweilen gar als Käu-
fer, als Inhaber einer Kisterne, das heißt
eines Lokales, in dem trotz des Verbotes gei-
stige Getränke ausgegeben werden. So läuft
auch der geriebene Schleichhändler Gefahr, sei-
nen Halschen schließlich doch ins Garn zu ge-
hen, und es kostet zum mindesten schwere Op-
fer, will er durch Befestigung den Fäden des
Gefetzes entfliehen.

Um einen Transport zu maskieren, kommen
findige Köpfe auf die Idee, sich des schönen
Geschlechtes zu bedienen. Die amerikanische
Frau ist in alle möglichen Berufe eingebunden,
so auch in das Gewerbe des Schleichhändlers.
Sie betätigt sich als Verkäuferin, liefert die
Ware ab, deckt Transporte und spielt eine
Rolle mehr oder weniger bedeutender Statisten-
rollen.

Eine Schleichhandelsfirma versuchte zunächst
bei ihren Transporten über Land Damen als
Autolenkerinnen zu verwenden. Die Schleich-
handelsfirma, besonders wenn sie allein ist, hat
vor dem Manne viel voraus. Nicht nur bawert
es länger, bis ihre Fahrten Verbot erlangen,
sondern sie hat auch oft in heikler Lage einen
Retter in der Not — ihr „Polizistenberg“ ge-
winntes Lächeln.